

(Nachdruck verboten.)

45)

## Die Kanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

Achim that beleidigt und versicherte, daß er sich nicht so behandeln lassen werde; er sei kein Kadett mehr. Und kurz und gut, was sie gegen Herrn Gaffner-von-Herne einzuwenden habe? Warum sie der armen alten Mutter das Opfer nicht bringe, wenn es schon ein Opfer sei?

Johanna war sehr traurig geworden, aber unterwürdig klang es nicht, als sie erwiderte:

„Du bist ein guter Junge, Achim, aber Du bist noch zu jung, um mich zu verstehen. Wohl fühle ich die Pflicht, mich und mein Leben dem Bruder zu weihen, dem eine große und schöne Zukunft bevorsteht, wohl weiß ich, daß ich mein Leben lang kein andres Glück kennen werde, als auf Dich stolz sein zu können, denn Du bist ein wackerer Bürsche. Du machst zu viel Wesen von dem bißchen Arbeit, womit ich mein Taschengeld verdiene; aber Du denkst zu gering von dem Opfer, das Du mir zumutest. Wenn ein braver, tüchtiger Mann um meine Hand werben würde, den ich achten könnte, und Du sprichst zu mir: „Johanna, thü's um meinetwillen!“ vielleicht würde ich es thun, aber dieser Gaffner flüßt mir Widerwillen ein. Du kennst ihn nur nicht genug. Du würdest sonst auf meiner Seite stehen, und Du wirst einsehen, daß ich mit solchen Gefühlen dem Manne meine Hand nicht reichen kann; ich behandle Dich wie einen Mann, wie Du hörst, und spreche offen mit Dir.“

Achim fühlte sich zwar von den Schlussworten ein wenig gekränkt, aber im übrigen sah er alles ein und stand schon ganz auf Johanna's Seite, er sagte sie zärtlich um den Leib und fragte recht eindringlich:

„Du bist verliebt, kleine Schwester? Erzähle mir nur alles, ich werde Dich nicht zwingen lassen!“

„Ja, großer Bruder, ich war verliebt, und es ist mir recht schlecht dabei gegangen; ich danke Dir für Deine Hilfe, ich werde Dich unterstützen, denn ich werde mich allein nicht zwingen lassen!“

Jetzt trat die verwitwete Kriegsgrätin hochaufgerichtet aus dem dunklen Salon herein.

Sie hatte von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und das Gespräch der Geschwister belauscht; Achim mochte ihr noch nicht ganz reis als Haupt der Familie erscheinen, denn sie stellte sich würdevoll vor Johanna hin und sagte:

„Achim ist zu gutmütig und läßt sich von Dir beschwachen. Ich sehe, ich muß Ernst machen; nach dem, was Du begangen hast, darfst Du nicht wäherlich sein. Sei froh, daß Herr von Herne Dich noch will.“

Achim sprang entriistet auf.

„Mama,“ rief er erregt, „Du scheinst zu vergessen, daß Johanna es für Dich und für mich begangen hat, und daß wir beiden die letzten sind, welche das Recht haben, ihr Vorwürfe zu machen! Ich habe versprochen, sie zu schützen, und ich halte mein Wort!“

Die Kriegsgrätin wandte sich gegen ihren Sohn.

„Bedenke, daß Du ein Offizier bist; die Schande muß um jeden Preis wieder ausgelöscht werden!“

Johanna war starr sitzen geblieben; verwundert, ja beinahe belustigt, blickte sie bald auf die Mutter, bald auf den Bruder.

„Ja, was habe ich denn so Entsetzliches begangen?“ sagte sie ruhig. „Darf eine adelige Dame keine Noten abschreiben, wenn sie Hunger hat? Darf sie keine Thonfiguren bemalen, wenn sie sich zum Winter ein warmes Wollenkleid kaufen will?“

„Sprich nicht davon,“ rief die Kriegsgrätin heftig. „Ich habe es gebildet, aber ich will nicht davon sprechen hören; es mag ja durchgehen, aber Du hast Dich vergessen, als Du Dich zum Malermodell hergabst!“

Zornglühend sprang Johanna jäh empor.

„Ich ein Malermodell?“ rief sie, weiter kein Wort.

Achim aber umschlang jubelnd seine Schwester und rief, daß es durch die Wohnung schallte:

„So ist es Verleumdung! Du arme, gute Johanna!“

und leidenschaftlich stürzte er ihr zu Füßen, küßte ihr die Finger, einen nach dem andern, und schämte sich nicht, daß seine Augen feucht wurden.

„Aber, Achim,“ sagte die Mutter heftig, „sei doch nicht so leichtgläubig; wir haben doch eben das Bild gesehen!“

Achim hob sich empor, und seine feuchten Augen strahlten vor Glück, lachend rief er:

„Johanna von Habenow-Trienitz lügt nicht! Du kennst sie nicht, Mama, wir werden ihr alle noch Abbitte leisten müssen! Das Bild soll sie sehen und uns alles erklären; zu verteidigen braucht sie sich nicht.“

Und rasch holte er aus dem dunklen Raum das Bild herbei; atemlos vor Erwartung stellte er es den Lampen gegenüber auf.

Johanna brauchte eine Weile, bevor sie ihre Züge wieder erkannte; plötzlich schlug ihr die Schamröte ins Gesicht, und sie fuhr zurück, zornig erhob sie die geballte Faust, und sie sah kriegerischer aus als ihr Bruder, als sie rief:

„Wer hat es gewagt, dieses Bild zu malen?“

„Disselhof!“ erwiderte Achim.

„So hat er mein Gesicht gestohlen, hinterlistiger, biblischer als ein verkommener Dieb hat er sich in mein Vertrauen geschlichen, und während ich in seinem Lohn am Fenster saß und Statuen bemalte, hat er mich bestohlen, bestohlen! Jetzt erkenne ich die Wand des Ateliers und das kleine Fenster. Pfui, und Ihr konntet glauben, daß ich mich zum Modell hergab? Schämt Euch! Bin ich denn die einzige hier im Hause, welche Adel besitzt!“

Achim faltete stehend die Hände um ihre Faust.

„Du mußt uns verzeihen, Johanna,“ rief er, „das Bild war ja da und sprach gegen Dich! Mir schwindelt der Kopf vor der Bosheit des Zufalls oder der Menschen, die Dich verfolgt haben. Ja, Du sollst jetzt alles wissen, damit Du selbst entscheiden kannst. Das Bild war nicht immer so wie jetzt; in unanständiger Kleidung war es auf der Ausstellung und hat aller Augen auf sich gezogen.“

„Mein Gesicht, mein Bild!“

Johanna rang nach Atem.

„Sei gut, Johanna; ein braver Mann, ein Herr, den ich hochschätze, hat das Bild gleich am ersten Tag an sich gebracht und hat den Maler gezwungen, es so umzugestalten, wie Du es siehst.“

Da leuchtete es wieder in Johanna's Blicken auf, sie trat auf ihren Bruder zu, legte ihm zuversichtlich die Hände auf die Schultern und sagte zuversichtlich:

„Nicht wahr, Richard Wetmann?“

Achim wußte jetzt, welches Geheimnis die Schwester ihm nicht anvertrauen wollte, und er fühlte sich so schuldberührt und war so verblüfft von der Lösung, daß er geneigt war, der Schwester in allem beizustehen. Die Kriegsgrätin aber fühlte sich in allen ihren Wünschen zugleich verletzt und rief dazwischen, während sie mit der Schleppe ihres Seidenkleides die Stube segte:

„Mir machst Du das nicht weiß, daß Du zu dem Bilde nicht freiwillig gefessen hast; das werden wir auch der Welt niemals einreden!“

„Johanna lügt nicht!“ rief Achim noch einmal mit kraftvoller Stimme. Disselhof ist von hier nach Italien entflohen, aber auch dort werde ich ihn zu einer genügenden Erklärung zu zwingen wissen.“

Johanna wandte sich ruhig der Mutter zu:

„Ich kann mich auf das Zeugnis eines Menschen berufen, dem Du vielleicht mehr Glauben schenkst als mir; Herr v. Gaffner hat den Maler bei der Arbeit gesehen. Er sah in der Malerei Disselhofs vielleicht nur eine unschuldige Skizze, jedenfalls wird er mir das Zeugnis nicht verjagen können, daß Disselhofs Werk vor mir geheim gehalten wurde. Er wirbt um meine Hand; das geringste, was er mir schuldig ist, ist die Rettung meiner Ehre!“

Achim war dunkelrot geworden, mühsam faßte er sich und sagte zur Mutter:

„Du hast mich oft gelehrt, ich sei das Haupt des Hauses; ich wünsche jetzt von dieser Stellung Gebrauch zu machen. Es handelt sich um unsre Ehre, und ich verlange Gehorsam. Dich, liebe Mama, ersuche ich, Johanna mit keinem

Ton mehr zu kanten, wir haben unbewußt schändlich an ihr gehandelt! Dir aber, liebe Johanna, will ich beweisen, daß ich der grüne Junge nicht mehr bin, für welchen Du mich hältst."

Er sah auf die Uhr, Gaffner konnte nach ihrer Verabredung jeden Augenblick kommen.

"Ich bitte um Schreibzeug", fuhr er fort. "Damit bist Du wohl reichlich versehen, meine arme Johanna; und nun begeben Euch in das Schlafzimmer, bis ich Euch rufe!"

Die Mutter zitterte vor ihrem Sohne und bat Johanna, ihm nur sogleich zu gehorchen. Als Achim allein war, schrieb er an Richard:

"Mein lieber Gegner!

Ein Ehrenhandel, der noch dringender ist, als der unrige, zwingt mich zu einer Bitte: Sie sollen Herrn Gaffner von Herne persönlich hierher begleiten, damit ein entsetzliches Unrecht, das an Johanna begangen wurde, sofort gesühnt werde."

Achim hatte den Brief kaum geschlossen, als es klingelte; er ließ Gaffner, der in Frack und weißer Binde, den Pelz übergeworfen, da stand, gar nicht über die Schwelle.

"Ein Ehrenhandel, Herr von Herne," sagte er scharf. "Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen und Herrn Richard Mettmann, der mich und meinen Sekundanten erwartet, sofort hierher bringen. Sie werden ihm diesen Brief übergeben."

Erstochen stotterte Gaffner einiges hervor, aber Achim trieb ihn zur Eile.

"Sie sind es meiner Schwester schuldig, Herr von Herne," sagte er mit scharfer Betonung. "Es ist ein Ehrenhandel, der schleunigst geregelt werden muß. Ihr Adel ist doch echt?"

Gaffner erhob sich und versprach, so schnell wieder zu kommen, als sein Wagen es gestatten würde. Daß Achim und der junge Mettmann sich duellierten, war ihm gerade recht; warum der Gegner persönlich zur Stelle kommen sollte, das lenktete ihm zwar nicht ein, aber er hatte wohl zu wenig Erfahrung in solchen Dingen.

Achim ging ungeduldig in der Stube auf und ab; einmal tappte er sich durch den dunklen Salon nach der Schlafstube, um in dem engen, matt erleuchteten Raum Johanna zu küssen und zu beruhigen. Dann betrachtete er wieder mit finsternen Blicken Düsselhofs Bild. Er sahien sich wirklich seit heute morgen um Jahre älter geworden. Sorgsam wie ein Kaufmann nahm er das Geld des Grafen Trienitz aus der Tasche und legte es vor sich auf den Tisch.

Endlich hörte er einen rasch heranrollenden Wagen vorfahren, kurz darauf konnten die beiden Herren eintreten; Achim hatte ihr Klingeln nicht abgewartet und die Thür geöffnet. Sofort ergriff er das Wort:

"Mein lieber Herr Mettmann, bevor wir einander mit der Pistole gegenübertreten, bitte ich Sie, mein Zeuge in einer andern Sache zu sein!"

Gaffner erblickte und wollte vortreten.

"Stille da!" rief Achim und schlug ihm den Hut aus der Hand, dann saßte er sich mühsam und sagte: "Ich bitte um Entschuldigung Herr Mettmann, es wird ihm nichts weiter geschehen, denn ich habe keine Hundepfeife bei mir. Kein Laut dort drüben oder es geschieht dennoch ein Unglück! Herr Mettmann, Sie wissen, was über meine Schwester ausgepregnet worden ist, Sie wissen, daß dieser Mann dort in seiner Unschuld die Verleumdung verbreiten half, und dieser selbe Mensch wird jetzt vorläufig mündlich bezeugen, daß Fräulein Johanna von Havenow gar nichts davon wußte, daß Düsselhof ihr Gesicht gestohlen hat."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Naturwissenschaftliche Ueberblick.

Von Curt Crottewig.

Unter den niedersten Pflanzen wurden früher drei Gruppen unterschieden: Algen, Pilze und Flechten. Heute sind von den ersten beiden eine größere Anzahl neuer Klassen abgepalten worden, die Flechten dagegen sind ganz aus dem botanischen System gestrichen worden. Sie sind ja keine einheitlichen Wesen, jede Flechte ist eine Verbindung von Pilz und Alge. Es ist eine äußerst merkwürdige Erscheinung, daß zwei Wesen so verschiedener Natur eine so innige Gemeinschaft bilden, merkwürdig noch darum, weil hier eine große Anzahl von verschiedenartigen Pilzen und Algen in ganz gleicher Weise vereint sind, so daß sie stets ein bestimmtes Gebilde — eben die Flechte — dar-

stellen. Es fragt sich nun, welcher Art diese Vereinigung ist. Es war bisher die allgemeine Ansicht, daß es sich hierbei um eine sogenannte Symbiose, eine Lebensgemeinschaft handle, bei welcher ein jeder der Teilnehmer aus der Verbindung mit dem andern Nutzen zöge. Man stellte sich den Vorgang bei dem Lebensprozeß der beiden Pflanzenarten folgendermaßen vor: Die Alge, die allein Chlorophyll besitzt, vermag vermittelt dieses Farbstoffes die Kohlenäure der Luft zu zerlegen und als inneres Baumaterial zu benutzen. Infolge der innigen Vereinigung mit dem Pilze läßt aber die Alge dem Pilze den erzeugten Nahrungstoff ebenfalls zukommen. Dagegen saugt der Pilz aus seiner Unterlage, auf der er ruht, Wasser und Nährsalze auf, die er nun ebenso mit der Alge teilt. So wären denn hier die beiden wichtigsten Funktionen der Nahrungsaufnahme, die Kohlenäure-Assimilation und die Auffangung durch die Wurzel, auf zwei verschiedene Wesen verteilt. Und eben da jeder der beiden Bundesgenossen nur die eine der sonst in der Pflanze vereinigten Ernährungsmethoden besitzt, darum wäre die Verbindung für beide so vorteilhaft. Eine sehr wesentliche Beobachtung über das Zusammenleben von Pilz und Alge ist aber erst neuerdings gemacht worden. Und sie ist derart, daß sie ohne Zweifel das Verhältnis der beiden Pflanzen in einem neuen Lichte erscheinen lassen muß. Nach den Untersuchungen G. J. Peirces, die derselbe kürzlich im "American Naturalist" (1900 p. 245) veröffentlichte, stehen Alge und Pilz bei der Flechte in so innigen Beziehungen, daß immer ein Austausch der durch die Alge erzeugten Kohlenstoffverbindungen stattfindet. Der Pilz umspinnt mit seinen Zellwänden ganz dicht die Algenzelle oder bringt gar in sie ein. Ist sein Wachstum sehr stark und kann die Alge nicht genug Nahrung herbeischaffen, so nimmt er ihren Inhalt vollständig auf, so daß die Algenzelle ganz leer, also zerstört ist. Demnach müßte man die Pilze in der Flechte als ganz gefährliche Parasiten ansehen. Allein die vollständige Vernichtung der Alge findet doch nur sehr selten statt. Gewöhnlich nämlich wächst die letztere viel schneller als der Pilz, und sie ist gewöhnlich erst dann erschöpft, wenn sie eine neue Generation erzeugt hat. Der Pilz hindert sie demnach nicht, sich zu entwickeln und zu vermehren. Aber ohne Zweifel raubt er ihr doch einen beträchtlichen Teil ihrer Kraft. Denn nach den Versuchen Peirces wachsen und vermehren sich die Algen außerhalb der Flechte schneller als in der Gemeinschaft mit dem Pilze. Auch das ist ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß der letztere ein Scharroger ist. Allerdings führt er ihr, wie das bei der innigen Gemeinschaft mit der Alge nicht anders sein kann, Wasser und die Nährstoffe zu, die in diesem gelöst sind. Aber wenn die Alge isoliert lebte, so würden ihr überall auf dem Boden oder im Wasser diese Nährstoffe ebenso leicht zugänglich sein. Sie würde die von dem Scharroger empfangene Wohlfahrt, die ihr doch so teuer zu stehen kommt, sehr wohl entbehren können. Daß die Alge sich gegen die Umhüllung durch den Scharroger direkt wehrt, sieht man daran, daß ihr Körper da, wo die Pilzzellen sie eng umschließen, sofort sich teilt, damit sie wenigstens eine Nachkommenschaft erzeugt, bevor sie vernichtet wird. Bei vielen Flechten hat man in neuerer Zeit gefunden, daß die Pilze auch Saugfäden direkt in die Alge hineinsenden. Hier tritt die Scharrogeratur des Pilzes ganz sichtbar hervor, aber auch bei den andern Flechten handelt es sich nicht um ein Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Pflanzen, nicht um eine Symbiose, sondern um ein mehr oder minder verdecktes Parasitenleben des Pilzes auf der Alge. |

Die Pilze besitzen kein Blattgrün. Sie können sich also nicht wie andre Pflanzen ihre Kohlenstoffnahrung durch Zerlegung der Kohlenäure aus der Luft verschaffen. Deshalb sind sie darauf angewiesen, diese Nahrung entweder aus den Leberresten abgestorbener Gewächse zu holen oder aber ein Scharrogerleben zu führen. Den letzteren Weg schlagen nun sehr viele Pilze ein. Und deshalb sind so viele dieser Kryptogamen andern Gewächsen in erschreckendem Grade schädlich, sie verursachen bei ihnen die gefährlichsten Krankheiten, sie hemmen die Fruchtbarkeit unfruchtbarer Pflanzen, ja vernichten zahllose Mengen von ihnen in kürzester Zeit. Die Gefährlichkeit der scharrogernden Pilze ist aber nicht bei allen Arten dieselbe. Schon in der Flechte der Parasitismus des Pilzes nur zu einer leichteren Beeinträchtigung der Alge, in einigen Fällen aber ist das Verhältnis des Pilzes zu der Pflanze, mit der er verbunden ist, noch nicht völlig aufgeklärt. So sind verschiedene Trüffelarten stets mit den Wurzeln anderer Gewächse vereinigt und zwar sind dies, so viel man bis jetzt beobachtet hatte, Kiefern, Eichen, Buchen und andre Bäume. Daß diese von den Trüffeln einen nennenswerten Schaden erleiden, ist wohl kaum anzunehmen. Neuerdings ist nun gefunden worden, daß die gelbe Trüffel (*Terfozia Leonis*) in Verbindung mit einer einjährigen krautartigen Pflanze, dem getripelten Sonnenröschen (*Helianthemum guttatum*) steht. Aber auch diese kleinen Pflanzen werden von den Trüffeln nicht sichtbar geschädigt. Da die Sonnenröschen schon im Juni, nachdem sie geblüht und gefruchtet haben, vergehen, so muß sich notwendigerweise die Verbindung zwischen ihnen und der Trüffel lösen. Allein nun haben die italienischen Forscher Pirota und Albini, die überhaupt die seltsame Biologie der gelben Trüffel erforscht haben, eigenartige Gebilde in der Erde unter den Sonnenröschen gefunden, die 4—12 Centimeter lang und 1—2 Centimeter stark, aus einem dichten Geslecht von Wurzeln der Blütenpflanze, von dem Mycel der Trüffel und Erde bestehen. Diese

Körper — Specialkörper genannt — sind auch zu der Zeit vorhanden, wo von dem Fruchtkörper der Trüffel wie vom Sonnenröschen sonst nichts zu sehen ist. Offenbar müssen sie dazu dienen, den Trüffelkörper während der Vegetationsruhe des Sonnenröschens zu erhalten. Die zahlreicheren, wenn auch leblosen Wurzeln in den Körperchen bleiben in enger Berührung mit dem Pilzmycel, das doch wohl der Wurzelsubstanz zu seiner Erhaltung bedarf. Andererseits läßt der Umstand, daß so viele Wurzeln sich in dem Specialkörper vereinigen, darauf schließen, daß auch sie aus diesem irgend welche Nahrung ziehen. Denn Wurzeln bilden sich immer da in großer Menge aus, wo viel Nahrung vorhanden ist. Indes ist die Bedeutung der Specialkörper doch noch nicht hinlänglich erforscht. So viel steht aber fest, daß sie direkt dazu bestimmt sind, die Verbindung zwischen Pilz und Wirtspflanze auch während der Vegetationsruhe aufrechtzuerhalten. Und es scheint fast, als ob diese Verbindung nicht einseitig der Trüffel, sondern auch dem Sonnenröschen zu gute käme.

Einen sehr sonderbaren Einfluß auf seine Wirtspflanze hat ein Pilz, den A. Reitter in den Wachholderbeeren entdeckt hat (Berichte der d. bot. Ges. Bd. XVII, S. 320). Das Fruchtleich der reifen Beeren, die eine blaue oder schwarze Farbe besitzen, ist von dem Mycel eines Schimmelpilzes durchsetzt. So lange die Beeren noch grün sind, ist der Pilz noch nicht vorhanden, doch konnte er jenen eingepflanzt werden. Alsdann wurden die Beeren innerhalb 24 Stunden schwarz oder blau. Die Pilze scheinen also in der Natur in die grünen Beeren einzudringen und die Zellen des Fruchtleiches zu töten, worauf die veränderte Färbung in der Haut der Beere eintritt. Auch hier führt der Pilz ein Schmarogerleben in der Frucht des Wachholders, aber er schadet der Pflanze dadurch kaum, ja vielleicht leistet er ihr sogar einen Dienst. Da durch seinen Einfluß die Beere eine auffällige Färbung bekommt, so würde sie dadurch leichter von den Vögeln bemerkt und also ihr Samen besser verbreitet werden. Ja möglicherweise übt der Pilz selbst einen Einfluß auf den Geschmack der Frucht aus. In einigen reifen Beeren wurden ausnahmsweise keine Pilze gefunden. Sollten sie hier wirklich gänzlich gefehlt haben, so könnte demnach die Färbung, auch ohne Zutun des Pilzes entstehen. Dann wäre der Nutzen des letzteren für die Wachholderbeeren allerdings gering, schädlich würde aber auch in diesem Fall sein Parasitenleben nicht sein.

Es ist viel geredet worden von den komplizierten Wechselbeziehungen zwischen Pilzen und den sogenannten pilzzüchtenden Ameisen. Hierbei scheint aber die Phantasie eine bedeutende Rolle zu spielen. Nach den neuesten Forschungen G. Lagerheims (Entomologisch Tidsskrift) ist wenigstens das Verhältnis der einheimischen „pilzzüchtenden“ schwarzen Holzameise zum Pilz nicht verschieden von dem eines Menschen zu dem Schimmel, der die feuchten Wände seines Kellers überzieht. Allerdings siedelt sich ein Pilz an den Wandungen der Kammern an, welche die schwarzen Holzameisen in alten morschen Bäumen bauen. Die Ameisen leben von kleinen Tieren und Samereien, und Lagerheim bezweifelt deshalb, daß der Pilz für die Insekten eine große Bedeutung als Nahrung hat. Woher weiß man aber, daß er überhaupt von ihnen gegessen wird? Der Pilz soll einen Schleim absondern und möglicherweise wird dieser von den Ameisen zum Zusammenkitten der Baustoffe für ihre Wohnungen mitbenutzt. Dieser Nutzen kann jedoch nicht in Betracht kommen, wenn eine Kolonie neu angelegt wird, da alsdann der Pilz noch nicht vorhanden ist. Uebrigens scheint eher umgekehrt der Pilz von dem Pflanzenmoder und der Absonderung der Ameisen zu leben, dem Material, welches beim Bauen des Nestes verwendet wird. Offenbar handelt es sich hier wie in so vielen andern Fällen nicht um eine reine Symbiose, aber auch nicht um ein ganz einseitiges und schädliches Schmarogerleben. Es giebt ohne Zweifel eine Menge Zwischenstufen, die weder das eine noch das andere sind. Auch hier zeigt es sich, daß die Erscheinungen in der Natur viel zu kompliziert sind, als daß sie sich in das Schema der hergebrachten Begriffe einrangieren ließen.

## Kleines Feuilleton.

k. Experimente arabischer Fanatiker waren der „clou“ des Spiritistenkongresses, der gegenwärtig in Paris tagt. Die schauererregenden Vorfürungen werden folgendermaßen geschildert: In einem großen Saal in der Rue d'Athènes drängen sich gegen 500 Personen; unter ihnen sind viele Damen, besonders Engländerinnen und Amerikanerinnen, die in großer Erregung zu sein scheinen. Der Kongreß der Spiritisten hält eine Sitzung ab, um Untersuchungen über die Experimente der Aissaouas, arabischer Fanatiker, vorzunehmen. Auf der Bühne lauern drei Aissaouas. Einer von ihnen ist mit einer weißen Gaudouach, dem arabischen Hemd ohne Kermel, bekleidet, die vorn geöffnet ist und eine malvenfarbige Strawatte sehen läßt; die beiden andern haben ein den Juaven ähnliches Kostüm. Die Gesichter sind eher spöttisch als verzückt. Neben ihnen und zu ihren Füßen liegen ihre Arbeitsinstrumente: ein Dolch, dessen Griff eine Holzstange ist, ein großer Säbel mit sehr scharfer Klinge, lange Damenhutnadeln, ein großer, sehr spitzer Nagel und ein variiertes Taschentuch, in dem sich fünf Schlangen rühren, die zu entwischen suchen. Die Sitzung beginnt. In eine Räucherpfanne werden einige Stücke Benzoebaum geworfen. Bald steigt ein wohlriechender

Rauch empor, der die Aissaouas entruert und schnell bethört. Die spöttischen Gesichter werden verzogen, die Körper verfallen in leichte Zuckungen, und während zwei Tambourine ergreifen, auf die sie heftig loschlagen, erhebt sich der Dritte wie eine Feder, nähert seinen Kopf dem Kohlenbecken mit dem Benzoe, so daß er fast das Feuer berührt, und atmet lange und verzückt den Opferrauch ein. Dann fängt er an zu tanzen und singt in einer Art flügendem Sprechgesang, den seine beiden Gefährten wiederholen. Der Tanz ist primitiv und besteht in einer rhythmischen Bewegung der Beine und des Kopfs, der plötzlich und brüsk vorwärts von links nach rechts geworfen wird. Plötzlich stürzt der Tänzer sich auf das variierte Taschentuch, packt mit einer Hand drei Schlangen, mit der andern zwei und läßt sie sich auf der Brust und den Armen umherkriechen. Dann bringt er den Kopf der dicksten in seinen Mund, beißt die Zähne zusammen und zieht stark. Der Kopf des Reptils bleibt im Munde, und er schickt sich an, ihn mit Entzücken zu essen. Inzwischen sucht eine andre Schlange ihn zu beißen, er packt ihren Schwanz mit den Zähnen und reißt einen Teil los, der denselben Weg geht wie der schon verschlungene Kopf der ersten Schlange. Die Aufführung wird immer schrecklicher. Die beiden andern, die allmählich ebenso verzückt geworden sind, mischen sich herein, und alle drei tanzen, springen und machen nacheinander ihre Experimente. Einer steckt den Dolch in sein Auge, der andre steckt sich vier biegsame Hutnadeln in die Zunge, die nun auf dem eigenartigen Kadellisen schwingen, während daselbe Individuum sich den Bauch mit einem großen Eisen durchbohrt. Einen Moment führt der eine, der sich gegen die Säbellelinge stützt, eine Art Schwimmbewegung im leeren Raum aus; sein einziger Stützpunkt ist diese von seinen beiden Freunden gegen den Magen gehaltene scharfe Klinge. Man erwartet, daß die Klinge ihn zerschneidet, aber nein, nur ein roter blutiger Strich wird sichtbar. Schließlich als Höhepunkt der Vorführung, packt der rasendste einen ungeheuren Holzhammer und einen großen, etwa acht Centimeter langen Nagel, kniet nieder, setzt den Nagel auf den Schädel und treibt ihn mit Hammerschlägen hinein. Darauf dreht er sich mit dem Nagel im Kopf; man muß denselben herausziehen; er hatte ihn 2 Centimeter weit eingeschlagen, so daß etwas Blut floß. Einer seiner Gefährten haucht über die Wunde und es ist nichts mehr zu sehen, denn das Charakteristische bei diesen Experimenten ist, daß in der durch religiöse Verzückung erzeugten Hypnose — die Aissaouas bilden eine religiöse Sekte — das Blut nicht fließt, selbst wenn die Haut durchlöchert oder zertrümmert ist. —

ie. Schneckenzucht in Frankreich. Die Aufzucht und der Verkauf von Schnecken als Nahrungsmittel ist in Frankreich seit einigen Jahren zu einem nicht unbedeutenden Erwerbszweig geworden. In den Centralmarktfallen von Paris werden jährlich 800 000 Kilogramm lebende Schnecken verhandelt. Es handelt sich dabei um die großen nackten Weinbergsschnecken, die man jetzt schon an allen möglichen Orten in Frankreich züchtet und pflegt. Das eigentliche Gebiet der Schneckenkultur ist jedoch Burgund, wo man sie nach allen Regeln der Kunst und Erfahrung einer Mast unterwirft. Gegen das Ende des Sommers werden die Weichtiere eingesammelt und in kleine schattige und kühle Parks gebracht, die eine Barriere aus Sägespänen und eine kleine Dornenhecke umgiebt, damit die Gefangenen nicht entwischen können. Ihr Futter besteht in Thymian und andern aromatischen Pflanzen. Da besonders zur Regenzeit die Schnecken doch immer Schleichwege zum Entwischen finden, so muß sich schon jemand zu ihrem „Sitzen“ aufwerfen und sie sorgfältig bewachen. Erst am Ende des Herbstes werden sie gefangen, verpackt und verfrachtet. — Die Schnecken wurden schon im alten Rom in großem Maßstabe gezüchtet und als erlesener Lederbissen verpeist. Im Altertum wurden die „Schneckenparks“ mit Wasser umgeben, um die Flucht zu verhindern. Plinius erzählt, daß man die Mollusken während der Mast in irdene Töpfe setzte, die durchlöchert und von innen mit einem in gekochtem Wein angerührtem Mehlsteig ausgefüllt waren. Man soll durch die Zucht damals Schnecken von solcher Größe erhalten haben, daß ihre Schale ein viertel Liter Wasser faßte. Die Schnecken von Syrien waren die feinsten und berühmtesten. Die römischen Feinschmecker würden es für eine Entwürdigung dieser hohen Delikatesse gehalten haben, sie in Schüsselchen unter den gewöhnlichen Gerichten aufstücken zu lassen. Man ließ sie vielmehr auf silbernen Kisten braten und während der Trüffelgelage als besondere Schmehappen herumreichen, da sie in dieser Zubereitung den Durst anregen sollten. —

## Psychologisches.

t. Der Ursprung des Beifallklatschens wird von Cesare Lombroso in einer besonderen Abhandlung auf Grund völlerfunderlicher Thatfachen erörtert. Bei den Naturvölkern ist die Sitte des Handklatschens weit verbreitet, hat aber eine weit umfassendere Bedeutung als bei uns Kulturmenschen. Livingstone erzählt von den ihn begleitenden Negerfrauen des Alpalupalstammes, daß sie, in ein Dorf eingelehrt, bis Mitternacht ihre Lieder sangen und unermüdet dazu in die Hände klatschten. Das Handklatschen als musikalische Begleitung, hauptsächlich zur Markierung des Takts ist ja ganz naheliegend, und man findet den Brauch auch bei vielen der Völkerstämme vertreten, die jetzt in Europa als Lebenswüchsigkeit von Ort zu Ort geführt werden. Bei manchen Völkern aber hat sich eine ganze Sprache des Klatschens ausgebildet. Livingstone be-

richtet z. B. ferner von den Tzipetas, daß sie auf alle möglichen Fragen mit Händeklatschen antworten. Wartet jemand auf einem engen Wege im Durchlaß, so klatscht der Tzipeta als Zeichen der Gewährung in die Hände, er meldet, wenn er aus der Ferne gerufen wird, durch zweimaliges Klatschen, daß er kommen wird; er klatscht in die Hände, wenn er sich von einer höherstehenden Person verabschiedet. Bei den Bewohnern des afrikanischen Dorfes Cinnama bedeutet das Händeklatschen alles mögliche: „Lasset mich vorüber!“ „Erlaubt!“ „Verzeihung!“ „Achtung!“ „Lebewohl!“ natürlich immer mit einem verschiedenen Ausdruck und Klang des Klatschenden Lautes. Wird ein Untergebener gerufen, so muß er zum Zeichen des Gehorsams sofort in die Hände klatschen. Am weitesten verbreitet aber ist das Händeklatschen als Gruß, und in manchen afrikanischen Dörfern hört es gar nicht auf, da die Leute sich bei jedesmaliger Begegnung auf diese Weise begrüßen. Lombroso meint nun, daß auch beim Kulturmenschen der Brauch des Händeklatschens etwas Ererbtes sei, das allerdings viel von seiner frühliche Bedeutung eingebüßt habe, aber etwas Gemeinsames sei doch noch zu erkennen. Bei den Urmenschen gilt das Klatschen z. B. als ein Erfas der Sprache und bedeutet für die verschiedenen Meinungsäußerungen: Lob, Beifall, Achtung, Zustimmung, Abschied, Dank, Gruß, Entschuldigung. Trotz dieser vielen Bedeutungen glaubt Lombroso doch auch in dem Händeklatschen der Regervölker eine Grundempfindung der Heiterkeit und des Behagens herauszufühlen und so eine Verbindung mit unserem Klatschen herstellen zu können, das bekanntlich außer zum Beifall auch zur Begrüßung dient, wenn ein beliebter, in seinen Leistungen anerkannter Mann vor eine Versammlung tritt, wie man es ja in Konzerten und Theatern jetzt wieder allabendlich hören kann. —

**Aus dem Tierleben.**

— Der Eisvogel. Dr. A. Weber schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“: An schnell dahinfließenden, nicht zu tiefen Flüssen und Bächen fällt dem kundigen Auge des Naturfreunds gelegentlich ein äußerst farbenprächtiges, in seiner ganzen Erscheinung eigenartiges Vögelchen auf, welches in der Pracht seines Gefieders mit manchem tropischen Vogel wettersert und welches durch seine Lebensweise zu manchen Sagen und Aberglauben Veranlassung gegeben hat, ich meine den Eisvogel (*Alcedo ispida*).

Dieser Vogel ist so ziemlich durch ganz Europa verbreitet, nirgends wohl häufig, aber wem an den richtigen Verhältnissen zu suchen weiß, wird dem Eisvogel an manchen Stellen begegnen. Unser europäischer Eisvogel ist ein kleines Tier, an dem uns der recht ansehnliche Schnabel zunächst ins Gesicht fällt. Der Schnabel ist lang und spitz, seitlich etwas zusammengedrückt und länger als der Kopf. Am Hinterkopf trägt unser Vogel eine kurze Federhölle, die er in der Erregung etwas aufzurichten vermag. Das übrige Gefieder ist kurz anliegend, oben grünblau mit etwas helleren blauen Streifen an der Schulter; Rücken, Numpf und obere Schwanzdecken tief kobalt-blau; Flügeldecken grünlich-blau, Schwanzfedern blau mit schwarzem Schaft. Oberkopf grünlich-blau mit schwärzlichen Bändern. Hinterkopf und Nacken mehr hellblau, oben grün. Flügel schwärzlich mit einem orangefarbenen Streifen. Seiten des Kopfes orangefarben; Wangen blau mit schwärzlichen Bändern; an den Seiten des Nackens ein breites weißes Band mit rötlichem Anfluge; Kehle weißlich, Unterseite orangefarben; Seiten der Brust grünlich-blau; Schnabel ganz schwarz; Füße rot, Iris dunkelbraun. Die Länge des Tieres beträgt etwa 17 Centimeter. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen, für das die vorstehende Beschreibung gilt, durch ein tieferes Grün des Gefieders und dadurch, daß die hintere Partie des Unterschnabels rot ist. Es ist etwas kleiner. Der Eisvogel lebt vorzugsweise von kleinen Fischen und Krebsen, seine Zungen füttert er im Anfang mit Kerbtieren auf. Er ist ein ungemein gesträubter Geselle, ein Stild, das ich längere Zeit lebend hielt, fraß täglich durchschnittlich 30 große und kleinere Bitterlinge und ähnliche kleine Fische, die ich ihm lebend reichte. Seine Nahrung fricht der Eisvogel froktagend aus kleineren klaren Flüssen und Bächen, selten aus stehenden Gewässern. Er verlangt aber, daß das Gewässer mit Bäumen oder Weiden zugewachsen ist und daß keine Ortschaften in der Nähe sind. Auf einem überragenden Ast nicht über 1/2 Meter über dem Wasser, oder auf einem Stein sitzt er regungslos, bis sein scharfes Auge in der klaren Flut ein Fischehen entdeckt hat. Mit einem Aufspruck er den Kopf in die Höhe, senkt den Schnabel nach unten und stürzt kopfüber ins Wasser. Er taucht dabei meist vollkommen unter, hilft sich dann mit einigen Flügelschlägen wieder an die Oberfläche und setzt sich an seinen Platz. Meist gelingt ihm der Fang, mit einigen kurzen Bewegungen hat er den Fisch so zurechtgelegt, daß der Kopf nach unten liegt und bald ist die Beute in dem weiten Magen verschwunden. Hat der Eisvogel einen Krebs erhascht, dessen Größe ihm das Verschlingen schwierig macht, so stößt er ihn mehrere Male heftig auf den Ast oder den Stein, auf dem er sitzt, und sucht sich seine Beute dadurch mundgerecht zu machen. Gräten und Knochen sowie Schalen der Krebse und Kerse werden als „Gewöll“ ausgespuckt. Nach schwerem Regen, wenn die Gewässer sich trüben, wird es ihm oft schwer, genügend Futter zu finden, auch im Winter, wenn immer weiter die Eisdede sich ausbreitet und wenn schließlich die letzten Löcher zufrieren, leidet der Eisvogel oft Not, manch einer verhungert.

Vom Gewässer entfernt sich der Eisvogel freiwillig nur in der Brunnzeit, sonst folgt er stets dem Lauf des Bachs. Seine kurzen Flügel machen ihn nicht sehr fluggewandt, mit raschen, kurzen Schlägen immer in derselben horizontalen Richtung schießt unser Vogel dahin, aber in kurzen Abschnitten muß er sich ausruhen.

Der Eisvogel ist ein einzeln lebender streitsüchtiger Geselle, der sein Jagdrevier mutig gegen Eindringlinge verteidigt. Im Frühjahr fliegt das Männchen auf einen höheren Baum und läßt ein lautes, durchdringendes „tit, tit“ oder „tsi-tsi“ ununterbrochen erschallen, um eine Gattin anzulocken. Bald haben sich dann die Paare gesunden und jagen sich spielend von Baum zu Baum. In dieser Zeit verliert der Eisvogel seine gewöhnliche Scheu und sein Mißtrauen gegen alles Fremde, dann kann man ihn auch bequemer belauschen. Das Nest legen die Eisvögel in einer bis zu 1 Meter langen Röhre im Erdboden an. Eine von jedem Pflanzenwuchs entblößte möglichst senkrechte Wand in der Nähe des Fischplatzes wird für die Anlage ihrer Brutstätte ausgesucht. Sie muß möglichst glatt sein, damit kein Raubzeug in die Röhre eindringen kann. Frei an der Wand hängt sich das Weibchen mit den kurzen Füßchen auf und beginnt mit dem Schnabel in Spechtart arbeitend ein Loch in die Sandwand zu bohren. Es ist ein mühsames Nistern für den kleinen schwachen Vogel, oft findet er Baumwurzeln oder Steine, die ihm Schwierigkeiten machen, oft muß er seine Arbeit abbrechen und an neuer Stelle von vorn beginnen. Das Männchen soll nach manchen Beobachtern seinem Gemahl während der Arbeit Nahrung zutragen. Nach langen schweren Anstrengungen hat die Röhre die gewünschte Länge erreicht, ihr Ende wird als „Kessel“ erweitert, und hier legt nun der Eisvogel seine Eier meist in der Zahl 7 ab. Das Weibchen besorgt das Brutgeschäft allein und wird vom Männchen gefüttert. In 18—20 Tagen schlüpfen die naekten und blinden Jungen aus. Damit beginnt für die Alten eine Zeit schwerer Arbeit, sieben hungrig, Hälte schreien nach Nahrung, die in Kerbtieren, später in kleinen Fischen besteht. Sind die Jungen nach längerer Zeit slügge, so folgen sie den alten Vögeln zur Jagd. Sie werden noch lange gefüttert, bis sie selbständig sind, und im Herbst endlich zerstreut sich die ganze Familie. Im nächsten Jahre kehrt das Elternpaar wieder zurück, um in der alten Wohnung, die etwas ausgebessert und gereinigt wird, von neuem sich eine Familie zu begründen. Im Winter halten sich viele Eisvögel an denselben Verklüften auf, wie im Sommer, besonders wenn ihr Gewässer hinreichend starken Strom hat, so daß selbst die Strenge des Winters das Wasser nicht ganz in seine eisigen Bände schlagen kann und einzelne Löcher wenigstens offen bleiben. Andre streichen von April bis September umher, und diese sind es vornehmlich, die man im Winter manchmal an Orten findet, an denen die Vögel sonst nicht heimlich sind. —

**Humoristisches.**

- Zweierlei Auslegung. Pastor (der vom Barbier sehr häufig geschnitten wird): „Ja, ja, der böse Schnaps!“ Barbier: „Nichtig, Hochwürden! Die Haut wird sehr empfindlich!“
  - Hindernis. Freundin: „Wenn mir mein Mann so was gesagt hätte, ich wäre weggelaufen!“ Frau: „Ach, in meinem alten Gute!“
  - Beim Photographen. Photograph: „Bitte, recht freundlich.“ Junger Künstler: „Bedauere, kann nur recht genial aussehen!“
- („Weggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

- Die „Strengen Herren“ von Plumenthal und Kadelburg sind dem „Berliner Theater“ freigegeben worden; das Stück wird am 6. Oktober zum erstenmal in Scene gehen.
- Hermann Bahrs dreiaktiges Lustspiel „Wienerinnen“ wird am 8. Oktober im Deutschen Volkstheater in Wien die Erstaufführung erleben.
- Heinrich Hofmanns Chorwerk „Prometheus“ wird im Oktober in Waizen und Mitte November in Stettin zur Aufführung gelangen.
- Die Salon-Kunstausstellung von Bruno und Paul Cassirer eröffnet in den nächsten Tagen die diesjährige Winterausstellung. Die erste Ausstellung wird den Nachlaß Giovanni Segantini's umfassen. Neben Segantini wird auch der Pariser Impressionist G. d'Espagnat vertreten sein.
- Der internationale meteorologische Kongreß in Paris hat beschlossen, in Zukunft am ersten Donnerstag eines jeden Monats von den einzelnen europäischen Stationen ansatz zu wissenschaftlichen Zwecken Registrierballons aufsteigen zu lassen. Diese ohne Bemannung stattfindenden Fahrten wurden bisher nur vereinzelt und in größeren Zwischenräumen unternommen. Die Resultate waren bisher ausgezeichnet und manche Ballons erreichten eine Höhe von 18000 Meter. Der nächste internationale Meteorologen-Kongreß soll in zwei Jahren in Berlin stattfinden. —